

WO DIE HOFFNUNG WÄCHST

IN MOBILEN FARMSCHULEN LERNEN JUNGE UGANDER, IHR LAND NACHHALTIG ZU BEWIRTSCHAFTEN

VON *Patrick Witte*

SOGAR DIE DIEBE des Dorfes freut Janepher Namukayas Erfolg. Gibt er ihnen doch Gelegenheit, Kaffeesträucher zu stehlen. Mit ihren Fingern streicht Namukaya über die noch hellroten Beeren eines Strauchs, fast zärtlich. Seit zwei Jahren besitzt die 27-Jährige kein einfaches Stück Land mehr. Sondern richtige Äcker, insgesamt über einen Hektar, geordnet und planvoll bestellt. In geraden Linien und regelmäßigen Abständen reiht sich Pflanze an Pflanze, hier in Kabira, einem Dorf im zentralen Flachland von Uganda.

Unter Namukayas Plastiksandalen raschelt Stroh. Sie hat es zur Abdeckung um den Stamm der Kaffeesträucher gelegt. So schützt sie den Boden vor Austrocknung, vor der Sonne, die heute wie an allen Tagen der Trockenzeit ohne Unterlass Felder und Böden aufheizt.

FOTOS: © SASCHA MONTAG





Mike Kiweewa hat seine Eltern verloren, er bewirtschaftet den Hof jetzt allein (links). Das nötige Wissen vermittelt ihm die mobile Farmschule. Dort lernen die Schüler auch, wie sie aus Pflanzen Schädlingsbekämpfungsmittel herstellen (rechts)

Darum wiegen sich auf Namukayas Plantage tiefgrüne Kaffeepflanzen im Wind, wachsen und gedeihen Auberginen, Tomaten oder Spinat, in Mengen, in Größen, die sie sich nicht vorstellen konnte – bevor sie zur Schule ging.

Über gestohlene Auberginen lächelt sie noch, über gestohlene Kaffeepflanzen nicht. Und doch schwingt in ihrer verärgerten Stimme Stolz über ihren Erfolg, über ihre Rettung mit. „Ohne die mobile Farmschule wäre ich in meinem Leben nicht vorangekommen", sagt sie. „Mir fehlte einfach das Wissen."

Kabira, das kleine Heimatdorf von Namukaya mit ein paar Hundert Seelen, liegt keine 180 Kilometer westlich des Victoriasees. Dort versorgen Nilbarsch, Tilapia oder Silberfisch die Bewohner. Hier im Flachland, im Bezirk Masaka, sollten dies die Böden tun. Fast 80 Prozent der Bewohner Ugandas leben von Landwirtschaft, was meist bedeutet: Subsistenzwirtschaft mit Parzellen, zu klein, um reich zu werden, aber groß genug, um sich und die Familie zu ernähren. Eigentlich. Doch die Böden Masakas sind ausgelaugt. Und vor allem: Vielen fehlt das Wissen, wie Felder bestellt werden müssen, um gute Ernten einzufahren. Es sei denn, eine der mobilen Farmschulen von Kitovu Mobile findet den Weg zu ihnen.

Mehr als 40 Jahre ist es her, dass AIDS begann, sich durch die Welt zu fressen, unaufhaltsam wie ein Geschwür. Auch durch Uganda, auch durch Masaka. Ohne Medikamente, ohne Therapie waren die Infizierten dem Tod geweiht. Frauen wurden zu Witwen, Kinder zu Waisen. Die Hinterbliebenen in Masaka erbten zwar meist ein Stück eigenes Land, waren aber zu alt, zu schwach oder noch zu jung, um von ihrem Erbe leben zu können. Aber vor allem zu ahnungslos. Bald fehlte Geld, konnten die Kinder nicht mehr zur Schule gehen, ganzen Generationen drohte die Hoffnungslosigkeit.

Bis sich im Jahr 1998 die NGO (Nichtregierungsorganisation) Kitovu Mobile gründete. Seitdem ziehen mobile Schulen durch den Distrikt Masaka. Drei Jahre bleibt eine Schule in den Dörfern und unterrichtet Jugendliche und junge Erwachsene in Landwirtschaft – von nachhaltigen Anbaumethoden für Obst und Gemüse über ressourcenschonende Viehhaltung bis zur biologischen Herstellung von Dünger und Pflanzenschutz. Damit ausgedörrte Felder wieder genug abwerfen. Damit die Schulabbrecher genug Geld verdienen. Mehr als 4500 junge Ugander aus der Region haben die Schule bereits absolviert. So wie bald auch Janepher Namukaya.

Weit entfernt von der asphaltierten Hauptstraße, dort wo sich Staubpisten erst in Wege, dann in rostrote Pfade verwandelt haben, liegt ihr Grundstück. Eine Welt aus Holzkohleöfen, ohne Wasser- oder Stromanschluss. Dennoch: Das Haus hat sie selbst gebaut aus Backstein und Wellblech statt aus Lehm und Stroh, ihre drei Kinder haben je ein eigenes Zimmer, im kleinen Holzgatter hinter ihrem Heim grunzen zwei Schweine.

Auf einer ausgebreiteten Plane trocknen im Hof Maiskolben und Maniok, aus weißen Plastiksäcken strecken Spi-

nat und Kohl saftige Blätter in die Höhe. In den akkurat abgesteckten Beeten stecken kopfüber Plastikflaschen. gefüllt mit Wasser, im Boden.

Namukaya schreitet durch ihr Reich der Fülle. Zwischen ihren Feldern liegt ein Acker von Angehörigen ihres Ehemanns. Er wirkt wie ein Vorher-Nacher-Bild. Verkrüppelte kniehohe Maispflanzen, kreuz und quer, halten schwächlich ihren gelblichen Stängel über den Boden. Namukayas Mais ist tiefgrün, kräftig und doppelt so groß.

„Früher grub auch ich nur Löcher in die Erde, legte Samen rein und goss die Pflanzen“, sagt sie und zeigt auf den kümmerlichen Ertrag des Nachbarfeldes. „Ohne Dünger, ohne Pflanzenschutz.“ Sie kannte es nicht anders.

Namukaya hat sieben Geschwister, sie war die Lieblingstochter ihres Vaters, der im letzten Jahr ihrer Grundschulzeit an Krebs starb. Während ihre Freunde weiter zum Unterricht gehen konnten, wurde aus dem Kind mit guten Noten eine Schulabbrecherin, die sich um die Geschwister, um das Haus kümmern musste, während die Mutter versuchte, Geld in der Stadt zu verdienen. „Ich hatte keine Ahnung von den ganzen Dingen, vor allem nicht von Landwirtschaft. Ich war noch ein Kind.“

Sie heiratete früh, gerade einmal 16 war sie, zog in das Heim ihres Mannes und sah ihre Zukunft als Hausfrau bereits vor sich. Dann hörte sie, wie der Vorsteher ihres Dorfes von Tür zu Tür zog, gezielt Bewohner ansprach, welche die Schule abgebrochen hatten. Eine NGO, hieß es, wolle Unterricht in Landwirtschaft anbieten. Kostenlos. Für drei Jahre. Und Namukaya merkte, dass nach langer Zeit etwas zu ihr zurückkam: Hoffnung. „Ich dachte, diese Schule könnte gut für mich sein, dass ich etwas lernen könnte, um mich und meine Familie voranzubringen.“

Heute nutzt Namukaya ihre Ernte nicht nur für sich, sondern verkauft an Nachbarn und auf dem Dorfmarkt. Zusammen mit dem Verdienst ihres Ehemannes spart die Familie sogar jede Woche 13 000 Schilling, umgerechnet mehr als drei Euro, und kann reinvestieren, Saatgut kaufen, neues Land.

„Unsere Schüler sind ungeduldig“, sagt Joseph Lubwama, „junge Leute, die schnell Erfolg sehen wollen.“ Lubwama wartet vor dem katholischen Gemeindehaus von Njala auf das Ende des Unterrichts. Ein Versammlungsraum mit löchrigem Zementboden, vergitterten Fenstern und viel Platz.

15 Minuten Fußweg von Namukayas Farm entfernt, wird hier normalerweise das Wort Gottes verkündet. Doch an drei Tagen der Woche lernen 30 Schüler ganz irdische Dinge. Vier Reihen weiße Plastikstühle, Frontalunterricht, Blick zur grau angelaufenen Wand, vor der ein Lehrer von Kitovu Mobile die Erntezyklen von Zwiebeln oder Salat erklärt.

Die Schüler sind zwischen 15 und 24 Jahre alt. Die Namukayas der Gegend oder junge Männer wie Mike Kiweewa, der nicht nur allein seine Felder bestellt, sondern dazu seine Großmutter







Joseph Lubwama, selbst studierter Landwirt (unten, Zweiter von links), unterrichtet die jungen Farmer in der Praxis (rechts.) Dazu gehört das Bewässern von Setzlingen im selbst gezimmerten Hochbeet (oben)

pflegt. Ihnen gemeinsam ist: Sie haben Elternteile verloren, länger als zwei Jahre keine Schule mehr besucht, aber Zugang zu einem eigenen Stück Land – das sind die Hauptkriterien der NGO, um an der mobilen Schule angenommen zu werden. Ausgewaschene Kleider reihen sich an Fußballtrikots, Flip-Flops an ausgetretene Plastiksandalen, die Bücher balancieren wacklig auf den Knien statt auf Pulten. Die Blicke ruhen dafür fest auf dem Lehrer.

Nach der Theorie übernimmt Lubwama. Der 51-Jährige ist studierter Landwirt, besitzt eine eigene Farm und zeigt in der Schule, wie auf engem Raum möglichst viele Pflanzen angebaut werden können, die Wasserversorgung sichergestellt wird und

sich Dünger aus Tierdung herstellen lässt. Gearbeitet wird mit Hacken. Das Land der meisten Bewohner ist für Pflüge zu klein, von Traktoren wagt man hier nicht einmal zu träumen.

„Wir haben vor allem zwei Aspekte im Blick", sagt Lubwama, „Unsere Schüler sollen sich selbst ernähren können und Geld verdienen. Und das Land soll nachhaltig bestellt werden." Auch, um die Böden zu schützen.

Lubwama deutet auf gezimmerte Holzgerüste – Hochbeete, in denen übereinander Setzlinge gepflanzt werden; auf Reissäcke aus Kunststoff, mit Erde befüllt, in denen Gurkenkraut und Kohl sprießen. Er erklärt den Schülern, dass mit Wasser gefüllte Plastikflaschen, kopfüber in den Boden gerammt, eine einfache, aber zuverlässige Bewässerung garantieren und wie nebenbei die Umwelt von Plastikmüll entlasten.

„Fast alle Schüler haben zwar etwas Ahnung, wie Land bestellt wird", sagt Lubwama. „Aber sie haben kein Wissen." In drei Jahren formt die Schule Anfänger zu Bauern, die planvoll anbauen, die Businesspläne erstellen, die ihre Produkte mit Gewinn verkaufen. Und die Ressourcen nutzen, die verfügbar sind. Doch vor allem beginnt die Schule mit etwas anderem: Erwartungsmanagement.





In Njala nutzt die mobile Farmschule einen Raum des katholischen Gemeindehauses als Klassenzimmer (oben). Pulte gibt es nicht, Hefte zum Mitschreiben liegen auf den Knien (rechts)

„Wir sagen unseren Schülern deutlich: Wir helfen euch. Aber ihr müsst euch auch selber unterstützen", erklärt Lubwama. Es gehe um eine neue Denkweise. Darum, dass langfristige Ergebnisse besser als schnelle Erfolge seien, und selbstverständlich auch um Aufklärung über das AIDS-Virus HIV. „Die Schüler sollen eigenen Ehrgeiz entwickeln. Und zu einem Tutor in ihrer Nachbarschaft werden, ihr Wissen weitergeben, damit auch die anderen Bewohner profitieren."

Nicht jeder muss gleich ein Großbauer werden, sagt Lubwama. Aber wer die Schule abschließe, kann sich und seine Familie selbst versorgen und der Armut entfliehen. Mindestens.

Wie Schüler und Absolventen ihre Fähigkeiten an andere weitergeben, zeigt die „Mobile Young Farmers Group", übersetzt also „mobile Gruppe junger Landwirte" – ein Team aus acht Schülern des Abschlussjahres, dazu ein Absolvent. Die Gruppe verwandelte den brach liegenden Hinterhof eines Kirchenmitglieds in eine Mischung aus Werkstatt, Messestand und Verkaufsgelände. Fast alle Unterrichtsinhalte – Pflanzenanbau, Herstellung von Tiernahrung, Pestiziden und Düngemitteln – kommen auf dem Gelände zur Anwendung. Und in den Verkauf.

Auch **Janepher** Namukaya hat an diesem Morgen bereits Brennholz gesammelt, nun rührt sie mit einem Stock über einer offenen Feuerstelle in einem Blechbottich. Sobald das Wasser kocht, wird nach und nach ein kniehoher Berg aus grauer Asche in den Topf rieseln, dazu kommt Seife. Nach dem Abkühlen steht dann literweise Dünger zur Verfügung. Preiswert und biologisch.

Auch Proteintierfutter aus selbst gezüchteten Fliegenlarven sowie Pflanzenschutzmittel werden mit den Möglichkeiten hergestellt, die vor Ort zu finden sind. Blätter der Jackfruit- und Papayabäume landen in Wasser, vermischen sich, bis die Bitterstoffe des Laubs eingezogen sind, dazu kommen noch Chilischoten. Mit dieser Flüssigkeit lassen sich Kaffee- wie Bananenpflanzen vor den meisten Schädlingen schützen.

Längst fahren andere Landwirte und Bewohner aus Kabira zur Mobile Young Farmers Group, um die Bioprodukte für den eigenen Gebrauch zu kaufen. Und nebenbei etwas über die Fähigkeiten der jungen Schüler zu erfahren.

Die Grenzen ihres Erfolges ergeben sich aus den Grenzen ihrer Kraft. Ihrer Zeit. Namukaya bestellt die Felder allein, ab und an hilft ihr Ehemann, zur Ernte unterstützen sich die Schüler gegenseitig. Doch mehr Land braucht Hilfskräfte. Und vor allem ein reguläres Bewässerungssystem. Bislang gleichen diese Überlegungen Träumen. Namukaya ist sich sicher: „Mein Weg endet hier nicht, ich werde weiter hart arbeiten." Denn auch wenn ab und an ein paar Salatköpfe, selbst Kaffeesträucher fehlen sollten, eine Sache wird ihr niemand stehlen können: ihr Wissen.